

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 6

Artikel: Der Weiler : eine Weihnachtsgeschichte
Autor: Jehli, Joh. Jak.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weiler.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Vor dem Dorfe draußen, wo die Landstraße die Wendung dem Berge zu macht, lag von freundlichen Obstbäumen umgürtet ein kleiner Weiler. Wie ein geschütztes, warmes Finkennest im Busche nahm er sich aus in der schmalen Mulde am Fuße der Berglehne. Von der Landstraße stand er etwa zwei Steinwürfe weit zurück, von einem lieblichen Weiher getrennt.

Eigentlich waren es nur zwei winzige, alte, braune Holzhäuschen, in kleinem Abstände voneinander entfernt. In der Mitte zwischen den beiden Hütten, plätscherte ein einfacher, aus einem dicken Lärchstamme gezimmerter Brunnen. Im Winter kam es jedoch vor, daß Stock und Trog davon vom Eise ganz verumhüllt dastanden. Der Brunnen hatte einen Fehler, das heißt die Quelle, die ihn speiste, versiegte beinahe bei strenger Kälte. Da aber der Weiher davor lag, brachte dies die Bewohner des Hofes in nicht allzu böse Verlegenheit. Man schnitt einfach mit der Axt ein Quadratmeter großes Loch in den Eispiegel des Sees und schöpfte dort das für den Gebrauch nötige Wasser.

Rechts vom Brunnen befand sich ein freistehender Backofen und links von ihm ein großer Waschherd. Brunnen, Backofen und Waschherd waren gemeinsames Eigentum der beiden Familien, die hier wohnten, und wurden gemeinsam gebraucht. Im Hintergrunde besaß jedes Haus einen aus Rundholz aufgebauten und für Kleinvieh eingerichteten Stall.

In einem der Häuschen, dem neben dem Backofen, wohnte Johann Rohr. Im Sommer ging er fischen und im Winter, wo der Herrgott alle Fische in die mächtigen Eiskästen der Weiher und Seen einschließt, da sägte er Eis für die große Brauerei und für die Mehger der Umgebung. Da er fast das Monopol für die Eislieferung in der Gegend besaß, die Konkurrenz klein war, so verdiente Johann damit ein schönes Geld. Seine Frau, die Elisabeth, besorgte das Haus und die paar Ziegen und Schweine und das Geflügel im Stall. Ein Mädchen von vier Jahren, das Lenali, war bis jetzt ihr einziges Kind gewesen. Nun erwarteten die noch jungen Eheleute jeden Tag ein zweites. Und,



Boote der Wasserchinesen in Canton. (Text siehe Seite 130.)

Phot. Alb. Herrlich, München.

so um Weihnachten kann es leicht dergleichen geben. Ist eine schöne, aber nicht gerade kommode Zeit. Da hat die Hausfrau ohnehin viel zu tun, und Neujahr ist einem auch noch hart vor der Türe.

Im andern Häuschen, dem neben dem Waschherde, lebte der Peter Wolf. Im Sommer zog er als Senn in die Alp. Die übrige Zeit beteiligte er sich an einem Holzaufford oder verrichtete, wo es eben gab, jede Handlangerarbeit. Nach Mitte Winter, da in den Dörfern die Käseerei in Betrieb gesetzt wird, arbeitete er wieder auf seinem Berufe. Seine Frau, die Anna, hatte ungefähr die gleiche Arbeit, die nämlichen Sorgen, wie die Nachbarin gegenüber. Ein fünfjähriger Knabe, der Heiri, erheiterte das Dasein der Familie, die in bezug auf irdische Güter die Nachbarn weder zu beneiden noch zu verachten brauchte.

Man vermutet, daß zwischen den zwei Familien im Weiler die schönste Eintracht herrschte. Denn, jedenfalls waren sie oft durch die Abgeschiedenheit vom Dorfe aufeinander angewiesen. Einige Anzeichen wie Brunnen, Backofen und Waschherd lassen auch auf eine sehr gleichartige und gemeinschaftliche Lebensweise schließen. Allein, dem war nicht so. Mit der Eintracht hatte es seinen Haken. Auch in dem Paradiese hatte der Teufel den Apfel der Zwietracht unter die Frauen geworfen.

„Behalte deine Hennen auf deinem Boden,“ schrie die Elisabeth giftig der Anna über den Brunnen, „oder ich werde sie rupfen. Du weißt, daß derlei Vieh vogelfrei ist. Ich habe genug, die meinen zu füttern!“

„Ich meine, du lockst sie hinüber“, erwidert mit Galle die Anna, „wenigstens die Eier legen sie drüben. Ich kann sie füttern, und die Stierenaugen kochst du. Wart nur, wenn der Peter heimkommt, will ich es ihm sagen. Deine Ziegen geben gut Milch, nicht wahr? Aber gumpen und stibizen in meinem Baumgarten herum. Du siehst den Splitter des Nächsten, den Balken in deinem Auge merkst du nicht.“

„Schau her, die Pharisäerin, die Unschuldige, sie möchte wieder die Beleidigte spielen, und unsereins ist der Sündenbock,“ keift die Elisabeth. „Grad vorhin habe ich die Wäsche ans Seil gehängt, jetzt, komm her, schau da, wie die aussieht! — Deinem Bengel, dem Heiri, reiße ich eines Tages, will's Gott, die Ohren aus dem Kopf, dem Spitzbuben. — Doch der

Apfel fällt nicht weit vom Baum, die Alten sollte man durchwischen. Den Brunnen verfaust du alleweil und putzen soll ich ihn.“

„Ja, ja, putzen und fegen tußt du deinen Teil. Hol der Kuckuck, wer so viel wäscht, hat es freilich nötig. — So eine Wäsche, die Zigeuner tragen auch solche. Wer würde behaupten, daß diese Lumpen just aus der Lauge kommen? — geschweige, daß Kinder so was ahnen können. — Und, hat es der Heiri allein verbrochen? War das Leni nicht dabei, mit dem Schmierbesen, den du vor dem Ofen liegen läßt, statt an seinen Ort hinzustellen! — Die Brotschaukel hast wieder verlegt, die Kinder finden sie und brauchen das Gerät, um im Sande und in der Weglache herum zu pasteten. Mein Heiri, dafür will ich sorgen, der soll mir nicht das zweite Mal deine Fegen anrühren. Aber, gnad Gott, wenn dein Prinzgeßchen sich herüber irrt und in meinen Strick- und Flichsachen herumnesteln möchte! — Das hat schon jetzt lange Finger!“

„Oho, so geht's, wer Pech anrührt, besudelt sich,“ wirft die Elisabeth der Anna mit einem schiefen, überlegenen Blick hinüber und kehrt sich mit einem Schwung, daß der Rock ein paar Mal weit um die Seiten hin und her schwänzelt. —

Derart ging es im Weiler laut zu zwischen den beiden erbosteten Töchtern Evas. Alsdann, wenn die Männer von der Tagesarbeit heimkamen, und die Weiber jedes ihrem Gatten die Ohren voll klagte, so ward es im kleinen Ausorte nicht stiller. Auf das Wetterleuchten folgte Blitz- und Donnerwetter unter den männlichen Nachbarn. Denn diese waren natürlich gezwungen, um den Frieden im eigenen Hause zu wahren, jeder die Partei seines Weibes zu ergreifen.

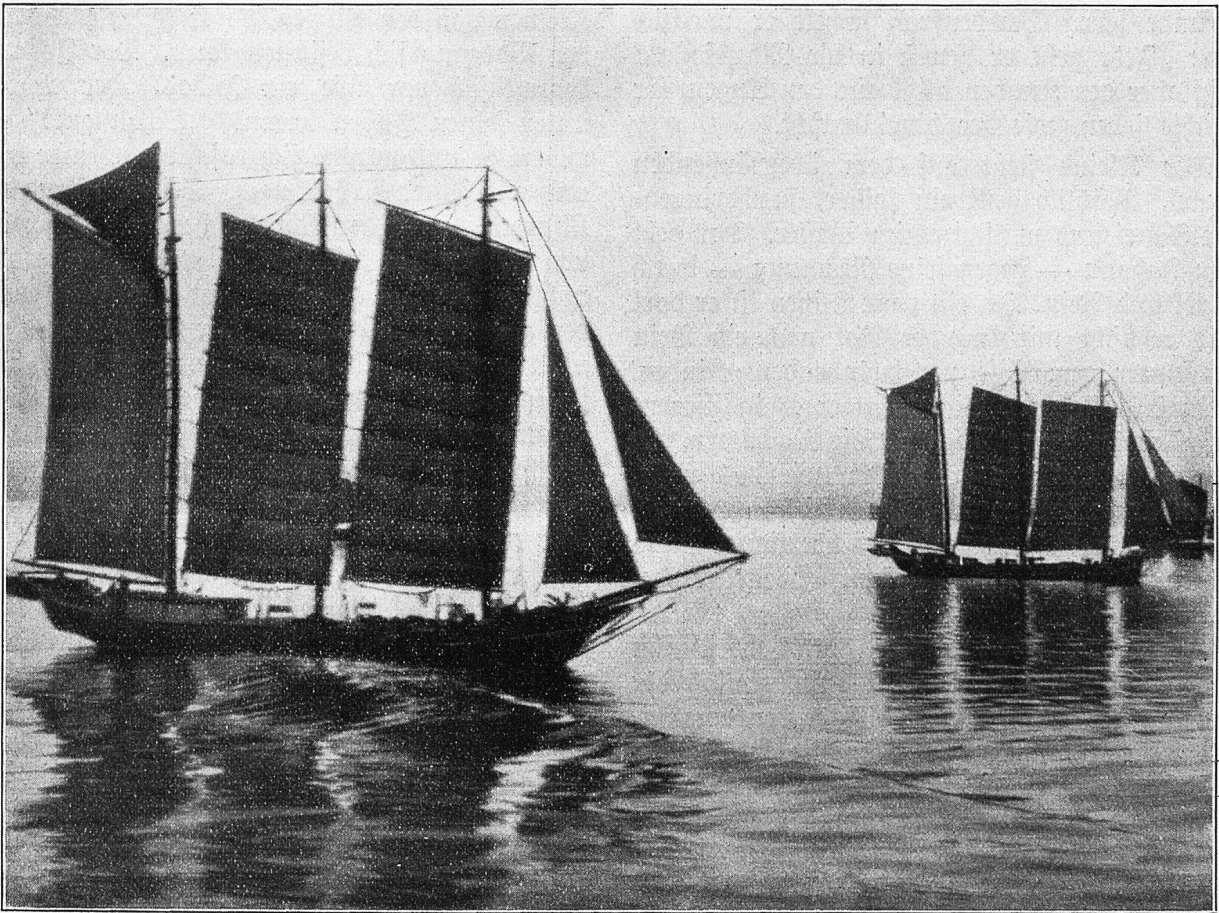
Die beiden Kinder sahen zuweilen mit großen Augen und horchten mit zugespitzten Ohren verständnislos dem Gader der Eltern zu. Das wollte ihrem kindlichen Verstande nicht einleuchten. Sie trafen sich immer wieder zum Spiel und Zeitvertreib zusammen. Das war den Alten wie ein stiller Vorwurf. Sie schämten sich ihres kleinlichen Streites wegen, und das war der Grund, daß es mitunter zu einem längeren oder kürzeren Waffenstillstand kam. Dann fanden sich die Frauen am Brunnen zusammen, tauschten sich ihre Heimlichkeiten aus und verhandelten die letzten Neuigkeiten aus dem Dorfe. Die Anna kam auch wohl in die Küche der Elisabeth mit einem zarten, gütigen

Geißzieger von der Alp. Die Elisabeth trug etwa einige gebratene Forellen auf den Tisch der Nachbarin: „Das wird dem Peter schmecken, ganz gewiß!“

Es muß noch der Vollständigkeit halber erwähnt werden: der kleine Heiri war der Elisabeth, trotzdem sie ihn im Geizeter mit seiner Mutter auch in Mitleidenschaft zog, sehr ans Herz gewachsen. Andererseits mochte der mürriſche Peter das zapplige Venali ſeines Nachbarn herzlich gut leiden.

Mein, heuer vor Weihnachten — denn der

Plan, wenn der Johann mehr Geduld als er im Aushalten des geschilderten Zustandes an den Tag legen sollte, dem andern bei guter Gelegenheit den „roten Hahn“ aufs Dach zu setzen. Er war der festen Überzeugung, der würde dann wohl ſein Neſt irgendwo anders bauen. Von dem Gedanken wurde der Verärgerte nicht mehr loſ, wenn es ihn auch dabei erſchauerte. Der Johann, als der körperlich ſtärkere, ſchwur bei ſeinem Namenspatron, dem Liebesjünger, er werde das nächſte Mal den Nachbar, den Peter, kalt machen. —



In der japanischen Inlandsee. Dschunken. (Text ſiehe Seite 130.)

Phot. Alb. Herrlich, München.

Teufel arbeitet juſt um dieſe Zeit des weihnachtlichen Friedens das Doppelte — hatten die beiden Frauen einen Heidenkrach miteinander, und die Männer waren, durch ihre beſſern Hälften dazu aufgeſtachelt und aufgefordert, gar erbittert, wie nie zuvor, gegeneinander gerannt. — „Einer von uns muß weichen, ſonſt gibt es keinen Frieden!“ hatte ein jeder für ſich geſagt. Und jeder ſtellte dem andern ein Bein, wo immer er konnte. Peter hegte nicht weniger als den

Es war am Vigiltage vor dem Weihnachtsfeſt. Der Johann fägte Holz vor dem Haus. Das Mädchen, ſein Venali, iſt immer um ihn herum. Das ſieht drüben der Heiri und winkt hinüber zu der Geſpielin. Die Kinder ſammeln das in den Schnee gefallene Sägemehl und ſpielen damit. —

„Ihr ſeid mir alleweil im Weg, fort mit euch!“ ſagt er. Die Kleinen ſehen ſich nach anderer Gelegenheit zur Kurzweil um. Wenige

Schritt entfernt glänzt ja der glatte Eispiegel des Sees. Hopp, hopp, und sie sind auch schon dort. Sie machen sich an das Loch im Eise, das zum Wasserholen herausgehauen ist. Ein Holzdeckel schließt es zu. — Plötzlich fällt dem Fischer ein teuflischer Gedanke durch den Sinn. Er geht hinzu und schiebt das Brett bis zur Hälfte über die Öffnung zurück, nimmt jedoch sein Venali an der Hand mit sich und schickt es mit barschen Worten zur Mutter in die Küche. Der Knabe steht verdutzt allein auf dem Eise. Dann guckt er über den Rand in die Tiefe des Wassers. Der Johann ruft ihm zu, ob er keine Fische im Grunde sehe. Schadenfroh lächelt er vor sich hin: „Jetzt geht er gewiß in die Mausfalle!“ läßt aber den Knaben nicht aus den Augen. Er möchte sehen, wie der hineinpatscht.

Der Kleine steht auf dem überhängenden Deckel. Plötzlich gerät ein spitzer, durchdringender Schrei und platscht es im Wasser. Das geht dem Johann — gegen seine Rechnung — durch Mark und Bein. In ein paar Sätzen ist er dort und erhascht mit knapper Not noch ein Bein des unter dem Eise verschwindenden Kindes. Vom Gewissen gepeinigt trägt er es in fliegender Hast zu seiner Mutter. Die Nachbarin, die Anna, ist zu Tode erschrocken, wie das nasse, scheinbar tote Kind ins Haus gebracht wird. „Jezzas, Maria und Joseph!“ hat sie in ihrem jähen Schrecken ausgestoßen, „was ist geschehen?“ —

„Er ist ins Loch geglitscht, grad habe ich ihn noch erwischen mögen!“ teilt fast atemlos der Johann der Anna mit. — Unter den verzweifelten Bemühungen der geängstigten Mutter und seiner aufrichtigen Hilfe schlägt das Kind endlich die Augen auf. Anna und nicht minder Johann atmen erleichtert auf. Die Mutter dankt dem Nachbar aus erschüttertem Herzen, Gott und die armen Seelen im Fegfeuer möchten ihm die Liebestat vergelten mit Segen und Frieden im Leben und Tod. Er kehrt sich aber der Türe zu, daß sie nicht sein verwirrtes Heulergesicht bemerke und begibt sich an seine frühere Arbeit. — Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, und er wischt sich den Schweiß von der Stirne.

Die Säge fährt wieder taktmäßig durch das Holz. Aber, bei jedem Stoß, den er macht, sagt er sich: „Schurke, Schurke, um ein Haar wärest du zum Mörder geworden!“ Das Gewissen quält ihn und läßt ihm keine Ruh. — Nach

einer Weile läuft er hinüber, er muß nachsehen, was der Kleine macht, ob er auch wirklich noch am Leben ist. —

Der unschuldige Knabe sitzt in andern Kleidern warm und wohl. Befriedigt seufzt er leise auf. Die Anna betrachtet dabei den Nachbar und denkt für sich: „Wie gut der Johann ist!“ Und zum Kinde niedergebeugt sagt sie: „Heiri, jetzt dank dem lieben Johann, daß er dich, kleine Maus, aus dem kalten Wasser gerettet hat!“ Das Kind lächelt beinahe furchtsam und spricht: „Ich dank dir, daß du die Maus aus dem Loch gezogen hast!“ Nur mechanisch kommt das dem Kleinen von den Lippen, da er kaum mehr auf den Vorgang sich besinnen kann. Der Johann kommt sich vor wie ein Judas. Der Boden unter seinen Füßen brennt. „Schon gut!“ erwidert er und wendet sich rasch vom Kinde weg und eilt seiner Arbeit nach. Seiner Frau, der Elisabeth, die in der Nähe nichts vom Geschehen gehört und gesehen, sagt er vom Vorfalle nichts. Gegen Mittag kommt der Heiri wieder, geht aber in die Küche zur Elisabeth und erzählt, was mit ihm sich zugetragen hat. Die schlägt bei der Kunde die Hände über dem Kopf zusammen. Bläß wie der Tod eilt sie vors Haus zu ihrem Manne, um sich aufklären zu lassen. Der stellt sich scheinbar ruhig und spricht nur: „Es stimmt!“ — „Aber das Loch im Eise ist dir ja vor der Nase, kannst nicht besser aufpassen! Der Deckel lag doch darauf!“ wirft sie ihm vor. Ärgerlich gibt er ihr zurück: „So, jetzt soll ich noch von dir Vorwürfe haben!“ — Sie aber herzt den kleinen Heiri ein um das andere Mal. Das war alles am Vormittag geschehen.

Nach dem Mittagessen kommt das Venali im Laufe zur Anna herüber und sagt: „Der Vater hat mich zu dir geschickt. Die Mama hat viel Weh, viel Weh. Ich soll da bleiben beim Heiri. Ob du nicht hinüber willst zu uns. Er müsse ins Dorf.“

Die Anna weiß sogleich, was die Glocke geschlagen hat. Sie mahnt die beiden Kleinen hübsch ruhig zu spielen und schließt die Haustüre — sie sollen nicht wieder aufs Eis — und eilt zum Nachbar, fast froh, eine Wohlthat mit einer andern sobald wieder einigermaßen vergelten zu können. „Geh, lauf nur schnell für die Hilf, das andere Sorge ich,“ sagt die Anna zum Nachbar Johann, der ganz konfus im Hause herum rennt.

Sie ordnet all die kleinen, nötigen Dinge, die

parat sein müssen, wenn ein neuer Erdenbürger im Begriffe ist, die Welt zu sehen.

Sie tröstet ihre Nachbarin in ihren Nöten mit allen zarten und lieben Worten, die ihr zu Gebote stehen: „Setzt, nur tapfer, Elisabeth, bald wirst überstanden haben!“ —

„Wie gut du bist!“ sagt die Elisabeth, wie um Verzeihung bittend. Alles ist vergessen zwischen den beiden Nachbarinnen, wenn nur alles gut geht!

„Ach, wie man oft doch einander plagen kann, und man braucht im Handkehrum den andern!“ seufzt die Elisabeth.

„Ja, gelt, meine Liebe,“ stimmt die geschäftige Anna reuevoll ihr bei.

„Um ein Haar wär' mein Geiri tot gewesen, wenn nicht der Johann —“ und sie schlägt vor Entsetzen die Hände vors Gesicht.

Endlich ist der Mann mit der Korbfrau da. Der Schreck über dem Geiri habe wahrscheinlich die Sache beschleunigt. Die Anna schickt den Johann hinüber, um nach den Kleinen zu sehen. Die spielen, die Welt um sich vergessend, Vater und Mutterlis. Wie er zurückkehrt, dringt ihm schon im Hausflur ein dünnes, aber kräftiges Schreien an sein Ohr. In der Stube kommt ihm die Nachbarin entgegen: „Schau da, deinen robusten Stammhalter, was für ein Riese das abgibt,“ ruft sie dem vor Erregung zitternden Vater zu. „Alles ist in Ordnung!“ Sie legt das kleine Wesen im Kissen auf den Tisch. „Sieh dir den Kerli einmal an, ich muß in die Küche.“ — Es wird ihm sonderbar, wie die sonst so spröde Nachbarin mit selbstverständlicher Miene nach allem die wohlthuende Hand der Sorge ausstreckt. Nachher entschuldigt sie sich, sie müsse den Geissen das erste Mal Heu geben und nochmals nachsehen, was die Kleinen drüben machen. „Vergelt's Gott, dir, für mein Kind,“ dankt sie von neuem mit Tränen in den Augen und verläßt schleunigst das Haus. Dem Johann gehen die warmen Dankesworte wie Dolche durch die Seele. „Verräter, Judas!“ schreit es in ihm. „Auch dein Kind hättest unter Umständen —, noch ist alles wohl!“ —

Der Peter, der Nachbar, arbeitete an dem Tage im Wald. Am Tage vor Weihnachten brechen die Arbeiter die Arbeit schon am Mittag ab. Aber, es war der Brauch, daß sie dem Schnaps zusprachen, bevor sie nach Hause aufbrachen. Peter hatte fest zugetrunken. Nicht

daß er ein Trinker gewesen wäre, bei Gott nicht, es war jedoch kalt, als wäre man in Sibirien. Er hatte sich wohl zu viel zugetraut und mochte nicht viel vertragen. Basta, im Handumdrehen, wie angeworfen, hatte er einen Rausch. Er trank sich böse, der Peter. Da er auf dem Heimwege allein ging, beschäftigte er sich in Gedanken mit seinem Nachbar. „Heute wär' ich just aufgelegt,“ murrte er vor sich hin. Heute, grad heute, will ich ihm zünden!“ Mit Mühe schleppte er sich nach Hause. Er hatte dennoch das dumpfe Empfinden, so, in dem Aufzuge, dürfe er nicht ins Haus, das wäre für seine Gatten- und Vaterlehre nicht besonders vorteilhaft. Er bog deshalb, bevor er den Weiler erreicht, in großem Bogen zu seinem Oberstall. Dort plumpste er auf die Streue, und wie er gefallen, ist er geblieben. Ein seltsamer Traum bemächtigte sich des Betrunkenen und peinigte ihn.

Es ist dunkle Nacht um ihn und erstickende Schwüle. Im Weiler wird alles schlafen. Er sitzt auf dem Scheitstock vor dem Backofen, in dem heute Brot gebacken worden ist. Er schiebt die Ofenklappe los und blickt hinein. Noch wacht zuweilen die Glut unter der Asche auf und — stirbt. —

„Wenn's nur brennen tät, alles zusammen!“ denkt er. Der Streit hätte dann ein Ende. Aber nein, nur drüben, beim Nachbar, sollte es auflodern und Hütte und Stall zusammenknacken.

„Jetzt hättest grad Gelegenheit. Alle schlafen. Nacht wie in einem Sack.“ Neben ihm hat die Elisabeth noch einige Stück Kienholz liegen gelassen.

„Grad commod,“ sagt der Peter zu sich, nimmt das Bündholz und schleicht bis hinter Nachbars Haus zum angebauten Holzschuppen. Er öffnet die nur lose angelehnte Türe. An der Strickwand des Hauses ist eine respectable Beige durrer Scheite aufgeschichtet. Er gibt Feuer und legt an verschiedenen Orten einen brennenden Kienspan hinein. Bald prasselt und knackt es.

Das Feuer hat bereits gierige Fühler und Zungen und Arme, mit denen es immer weiter ausgreift. Der Schopf ist eine einzige, breite, bauschige Flamme. Die hintere Holzwand des Häuschens ist beinahe von der gefräßigen Glut durchfressen. Im Augenblick wird sie in das Innere der Hütte dringen. Der Föhn hilft seinem Vorhaben, das merkt man gut. — Wie es in den gewaltigen Feuerlocken wühlt! Mit Be-

hagen stiert der Peter in das zerstörende Element. Nun ist er sicher, daß sein Wunsch in Erfüllung geht. Er eilt in den Hintergrund am Stall vorüber und in seine Hütte. Geräuschlos macht er sich hinauf in seine Kammer. Die Kleider legt er nicht ab und legt sich nicht ins Bett. Begierig, doch unruhig blickt er vom kleinen Kammerfenster hinüber, wie die Feuersbrunst das ganze Hinterhaus erfaßt hat. Der günstige Windzug treibt die Feuergarben von seinem Besitzum ab. Auch wenn der sich kehren würde, wäre kaum eine Gefahr zu befürchten; sein Haus und sein Stall liegen doch fast zu weit davon entfernt. Bei dem Gedanken fällt dem Peter unwillkürlich das Lied vom Heiligen Florian in den Sinn.

Im Dorfe kann's niemand gewahren, da es um die Bergecke schläft. Bis das Vorderhaus ergriffen ist und die überraschten Nachbarn aus dem Bett sind, wird es zum Löschen zu spät sein. „Jetzt wird der Johann wohl warm, ganz warm bekommen,“ denkt er für sich; denn die Flammen schlagen über Kamin und Giebel zusammen. Weithin ist die Nacht erhellt; wütend steigen die Feuersäulen zum Himmel, wo jetzt die Sterne unter den Wolken flimmern. Trotz der günstigen Windrichtung, wird es ihm selber ordentlich heiß an seinem Fenster. Im Stalle hinter dem brennenden Gebäude schreien die geängstigten Tiere zum Erbarmen.

„Daß die noch nicht erwachen in der Hölle drinnen! Das Dach muß jeden Augenblick über sie zusammenbrechen,“ denkt er sich beklommen.

Seine Unruhe wird zur Angst, zur Qual. — Da — noch einmal — der Johann schreit Feuer! Die jammernde Stimme der Elisabeth wähnt er zwischen dem Brasseln und Knacken des Brandes zu vernehmen. Dort springt er vom Fenster im Hemd — das Weib folgt ihm zaudernd im Unterrock. „Jehsas, wie verzweifelt die schreien!“ Jetzt rennen sie hilferufend gegen seine Hütte. Seine Frau, die Anna ist wachgerufen.

„Peter, Peter, es brennt, es brennt!“ ruft jetzt auch die nach oben in Verzweiflung.

Er darf nicht mehr den Schlafenden spielen, nun muß er hinunter. Aber, was war das? — Er zittert wie eine Espe — nochmals — die Stimme des Venali: „Herrgott, das Kind ist noch in den Flammen! Mein liebes Venali!“ ruft er. Wie ein spitzes Messer dringt ihm des

Kindes Todesschrei ins Herz. Und — er ist erwacht.

Verwirrt blickt er um sich. Es ist ein Traum gewesen, Gott Lob! Nur ein Traum. Im Oberstall sitzt er tief in der Streue. Im Angstschweiß liegt Peter gebadet. — „Dem Himmel sei gedankt!“ kommt es ihm von den Lippen, aus tieffster Seele. „Daß es nicht Wirklichkeit ist!“ und er zittert noch am ganzen Leibe. Zwischen den Wandlücken sieht er von der scheidenden Abendsonne die Spitzen der gegenübereckenden Berge gerötet. Es muß vier Uhr sein. Jetzt fällt ihm erst in den Sinn, daß er das Christbäumchen im Walde vergessen hat. Eiligst verläßt er den Stall, sieht verstohlen um sich, daß ihn niemand bemerke, dann eilt er in großen Schritten dem Walde zu. Wie leicht ihm auf einmal zu Mute war! In einer halben Stunde kam er vors Haus an. Der Gang in der kalten Luft hin und her hatte ihm Magen und Geist aufgefrißt. —

„Du bist spät, Peter“, empfängt ihn Anna, „wir hätten dich hier heute gut brauchen können. „Sie hört kaum seine Ausrede, und beginnt alles, was sich zu Hause zugetragen, zu erzählen. Der Anna scheint es sonderbar, daß der Mann ihr keine Vorwürfe macht, sie hätte zum Kinde besser Acht haben sollen. Das hatte sie schmerzlich erjagt. Nun war's gut. —

Nach dem Nachteffen haben Peter und Anna in ihrer Hütte alles ausgelöscht und sind mit ihrem Heiri zu dem Nachbar hinüber. Dort hat bald ein Christbaum in hellem Lichte geleuchtet. Beide Familien hatten ihre Geschenke zusammen gelegt, und es gab eine gemeinsame Feier.

Unterm Christbaum haben sich auch die beiden Männer, der Peter und der Johann, die schwieligen Hände gereicht, wobei jedoch eine seltsame Scheu sie hinderte, einander offen ins Gesicht zu blicken. Den Grund dazu hat ein jeder von ihnen in sich empfunden und für sich behalten. —

Die Türe zur Nebenkammer hat man offen gelassen, damit auch die Elisabeth ihren Anteil an der Feier habe. Die Anna hatte für alles zu sorgen. Die Kinder jubelten. Selbst der Kleine in der Wiege, der kaum den ersten Schritt in die Welt getan, machte sich darin mit unbeholfenen Versuchen geltend. Der Peter blickte sinnend in die milden Freudenlichter. Wie schlügen vor einigen Stunden seine Flammen! — Liebkosend fuhr er mit seiner rauhen Hand über Venalis

Blondköpfchen, das ihm glückstrahlend seine Geschenke zeigte. Seine Stirne brannte noch und seine Hände zitterten leise. Den Johann, im Gegenteil, durchschauderte es zuweilen. Er dachte an kaltes Wasser, an sehr kaltes Wasser. Der kleine Heiri war einen Augenblick in die Kammer zur Elisabeth, um seine Freude ihr mitzuteilen. Erschrocken fuhr Johann auf, als er plötzlich den Knaben unter dem Bäumchen vermißte. „Wo ist Heiri?“ hat er gerufen, und seine Stimme bebte merklich. „Wie gut der Johann ist,“ dachte dabei der Peter, „während ich ein Teufel bin,“ und der Johann schämte sich seiner Bosheit und verwunderte sich, was für ein lieber Mensch der Nachbar Peter eigentlich sei. — — —

Die Elisabeth hatte am Nachmittag einen guten Gedanken gehabt. Die Anna mußte auf ihre

Bitte erst spät noch ins Dorf. Jetzt nestelte diese ein dünnes Paketchen auf und überreichte jedem der beiden Männer eine mit Edelweiß, Alpenrosen und Männertreu bemalte Porzellanpfeife.

„Hier, Elisabeth hat an euch gedacht, raucht! — und hier, — das ist von mir.“ Dabei hielt sie lächelnd eine volle staubige, silberbehalste Flasche vor ihren wunderbar aufleuchtenden Augen. Sie entkorkte gleich dieselbe und schenkte zwei Gläser voll des Geschmacks verheißenden Inhaltes. Das perlte im Lichterglanz! „Trinkt zu, der macht die Sinne nicht wirr!“ forderte sie auf. Hell klirrten die Gläser. Und die Nachbarn rauchten, jeder, die neue Pfeife — die Friedenspfeife. Im Dorfe drüben sangen die Weihnachtsglocken. —

Joh. Jak. Zehli,

Woran denn mahnt der Weihnachtsbaum.

Woran denn mahnt der Weihnachtsbaum?
Warum strahlt er so klar im Raum?
Warum glänzt rings im Erdental
So schön nichts als sein Lichterstrahl?
Doch nur, weil uns sein goldner Schein
Ein Bildnis will der Liebe sein.

Der Liebe, die im Sternenkleid
Die Welt bewacht in Ewigkeit,
Die lächelnd warb, ein Kindlein bloß
Und zart, einst auf Marias Schoß.
Die täglich neu ein Wunder schickt,
Wenn wo ein Kind die Welt erblickt.

Wenn wo von Mutterarmen warm
Ein Kindlein lächelt nackt und arm,
Und hold, wie einst das Jesuskind,
Uns bittet: „Seid mir gut gesinnt!
Laßt mich in eurer Liebe sein;“
Daran mahnt uns der Weihnachtschein.

Johanna Siebel.

Alter Weihnachtsbrauch in Graubünden.

Von J. Müller.

Jedesmal, wenn der erste Sonntag im Dezember herannah, ersteht in meiner Erinnerung ein lieber alter Brauch — eine traditionelle Vorfeier zum hl. Weihnachtsfest und Jahreschluß, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat und sich auf alle Sonntage im Dezember erstreckt.

Da sehe ich im Geiste tief verschneit das traute, himeliche Dorf Thusis, am Eingang der berühmten Riamalafchlucht, da wo der Hinterrhein als ungezügelter Gefelle sich durch sein enges Felsenbett hindurchwindet, um die Zusammenkunft mit seinen Brüdern, dem Vorder- und Mittelhrein, zu beschleunigen.

Es ist der erste Sonntag im Dezember,

abends gegen sechs Uhr, und feierliche Stille herrscht im Dorfe. Nur ab und zu öffnet sich da und dort ein Fenster, und neugierige Blicke von Kindern und Erwachsenen spähen die Dorfstraße hinunter: „Ob sie wohl bald kommen werden?“ — und dann plötzlich: „Sie kommen, sie sind schon da!“ — Und siehe, am Ende der Hauptstraße tauchen fünf bis sieben hanteluchende hohe Laternen auf, und gleich darauf ertönt schon der klare, vierstimmige Gesang durch die Winternacht:

Wie herrlich sind die Abendstunden,
wie wohl ist dem, der sie empfunden —

Es sind die Schüler der siebenten und achten Klasse, die sich der Aufgabe unterziehen, die Ein-